

Nein, die Oscar-Verleihung hat sie sich dieses Jahr nicht angeguckt, keine einzige Minute. Stattdessen hat Melika Foroutan tags darauf die wichtigsten Preisträger gegogelt, nur um dann festzustellen, dass sie keinen der prämierten Filme überhaupt gesehen hat – „Lincoln“, „Argo“, „Life of Pi“, ja nicht mal „Django Unchained“. Früher wäre ihr so was nie passiert, als Teenie ist sie einst nachts aufgeblieben, um die Live-Übertragung zu verfolgen. Sofort erinnert sie sich an Sophia Lorens Lebenswerk-Oscar – „ganz großer Auftritt, ich habe dabei geweint“.

Tempi passati. In diesem Jahr hatte Foroutan multiple Gründe, die Chose zu verpassen. Ganz oben auf der Liste: der Fernseher, kaputt schon seit vier Wochen, und niemand da, der ihn reparierte. Außerdem: Grippe, „so schlimm wie seit 15 Jahren nicht mehr“. Das Virus ist hartnäckig, gleich nach der Berlinale ging es los, und nun schnieft sie noch immer, aber ihrem lebhaften Erzählen tut das keinen Abbruch. Also weiter, Grund Nummer drei: Die Kinder – ihre Tochter vier Jahre, der Sohn gerade zehn Monate alt – verlangen volle Aufmerksamkeit. Und schließlich, Grund vier: der Umzug.

Sie steckt mitten im Kistenpacken, um mit Freund und Kindern nach Berlin-Mitte zu ziehen, sie haben dort zusammen mit anderen Familien vor Jahren ein Grundstück gekauft und nun ein Haus gebaut. Von dort kommt, nein, eilt

Der Vater zeigt ihr, wie Schauspieler gehen und beim Essen oder Rauchen gucken.

sie jetzt zum Gespräch, sie ist ein bisschen spät dran, weshalb sie kurzerhand halb auf dem Fußweg direkt vor dem Café mitten in Prenzlauer Berg einparkt. So könne sie nicht stehen bleiben, erklärt die Inhaberin, also noch mal los. Zehn Minuten später ist Foroutan zurück, schält sich aus dem Mantel, sie trägt Jeans und ein rot kariertes Holzfallerhemd, die schwarze Wollmütze behält sie auf. Dreharbeiten? Neuer Film? Tougher Rolle? „Nee“, sagt sie heiser. „Ich bau' privat grad Regale auf.“

Den ganzen Vormittag hat sie im neuen Zuhause Möbel eines schwedischen Anbieters zusammengeschraubt. Produkte, die auch Melika und Foroutan heißen könnten, denn ihren Namen, sagt Melika Foroutan, könne sich ebenfalls kaum jemand merken. Dabei ist sie seit zehn Jahren im deutschen Fernsehen gut beschäftigt – als Ärztin, Anwältin und vor allem Polizistin wie in der preisgekrönten ZDF-Serie „Kriminaldauerdienst“ oder kürzlich als Gegenspielerin von Iris Berben im Krimi „Die Kronzeugin“. „Psychokrimi vom Feinsten“ und „Charaktertheater mit Bestbesetzung“, urteilte die Kritik.

Dass Foroutan Figuren mit Namen wie Sylvia Henke, Carolin Winter oder Ines Meder spielt, ist nicht selbstverständlich, werden doch Künstler wie sie gerne als Quoten-Migranten besetzt. Sie hat auch schon eine Französin, Türkin und Chilenin gemimt, tatsächlich aber ist sie Deutsch-Iranerin. Ihre Familiengeschichte ergäbe, erzählte man sie als Film, eine packende Mischung aus Romanze, Krimi und Thriller.

Foroutans Eltern lernen sich Anfang der Siebziger in Paris kennen, wo der Vater Film studiert und die Mutter als Au-pair arbeitet. Sie ziehen nach Boppard am Rhein, wo die Mutter herkommt, bekommen zwei Kinder; die jüngste Tochter aber, Melika, wird in Teheran geboren, der Heimat des Vaters, wohin die junge Familie zuvor übersiedelt ist. Die Mutter arbeitet nun bei Daimler-Benz, und der Vater, der es abgelehnt hat, Propagandafilme für den Schah zu drehen, verdingt sich als Fußballtrainer, darunter auch für ein halbes Jahr als Coach der iranischen Nationalelf.

Brandgefährlich wird die Lage für den Vater nach der Revolution, als Ajatollah Chomeini jegliche säkulareren Bestrebungen gewaltsam verfolgen lässt. Melika Foroutan ist sechs Jahre alt, als sich eines Tages das Leben ihrer Familie komplett verändert. „Ich war bei Oma und hatte mein Hausaufgabenheft zu Hause liegen lassen. Also fuhr sie mich zurück.“ In der Wohnung

Irgendwann hat man Glück

Melika Foroutan beeindruckt mit Offenheit, starken Rollen und einer bewegten Familiengeschichte. Von Stefan Locke



Eine Frau zum Regaleaufbauen: Melika Foroutan Ende Februar beim Gespräch in einem Berliner Café.

Foto Andreas Pein

Im Dauerdienst

Melika Foroutan kommt 1976 in Teheran als Tochter einer Deutschen und eines Iraners zur Welt. Nach der Flucht aufgrund der islamischen Revolution lässt sich die Familie in Deutschland nieder. 2003 engagiert Wolfgang Engel sie am Theater Leipzig. 2005 geht sie zurück nach Berlin. Seitdem war sie in zahlreichen Fernsehfilmen zu sehen, so als Kommissarin in der Serie „KDD - Kriminaldauerdienst“. Viel beachtet wurden ihre Rollen im Krebs-Drama „Und dennoch lieben wir“ mit Claudia Michelsen sowie in „Die Kronzeugin“ mit Iris Berben. Heute um 20.15 Uhr ist sie in der ZDF-Liebeskomödie „Flaschenpost“ zu sehen. Melika Foroutan spricht fließend Deutsch, Englisch, Farsi und Französisch. Sie lebt mit ihrem Freund und zwei Kindern in Berlin. Ihre Schwester ist die Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan.

stehen Beamte der Pasdaran, der iranischen Geheimpolizei, und nehmen die Einrichtung auseinander. In diesem Chaos, mitten im Wohnzimmer, sitzt seelenruhig ihr Bruder, gerade zehn Jahre alt, auf einem Teppich, unter dem Flugblätter versteckt sind. „Ich weiß noch genau, wie er mir zuzischte: ‚Hau ab! Hau bloß ab! Und die haben mich auch gehen lassen, ich weiß bis heute nicht, warum.“

Der Oma gelingt es, den Vater zu warnen, er ist zwar in keiner Partei, engagiert sich aber für die Opposition. Drei Wochen lang hält er sich im Land versteckt, während die Mutter Wohnung und Hausstand auflöst, um Geld für die Flucht zu beschaffen. Die gelangt dem Vater schließlich über Pakistan nach Deutschland, einige Monate später folgt der Rest der Familie, gemeinsam ziehen sie wieder zurück nach Boppard.

Hier gibt es ein Burgtheater, und weil die Mutter eine Schauspielgruppe leitet, schlüpft Tochter Melika in die Rollen der kleinen Hexe oder der Schneekönigin. Zu Hause guckt sie mit dem Vater bevorzugt Hollywood-Filme aus den vierziger und fünfziger Jahren, italienische Filme aus den Sechzigern und französisches Kino der Nouvelle Vague. Er zeigt ihr, wie Schauspieler gehen, wie sie beim Nachdenken, Rauchen, Autofahren oder Essen gucken. „Es gibt unglaublich viele Arten, Nachdenken zu spielen“, sagt Foroutan.

Sie sieht, dass amerikanische Schauspieler Weingläser stets am Kelch anfassen oder sich in Essenszenen permanent den Mund vollschauflern. Sie entwickelt ein Gefühl dafür, wer fein und wer grob arbeitet. Aber sie kommt nicht auf die Idee, Schauspiel zu studieren.

„Ich wusste lange gar nicht, dass das geht, sondern dachte: Wenn, dann hat man irgendwann Glück und wird entdeckt.“

Erst nach sechs Semestern Englisch, Geschichte und Philosophie

Ruhig sitzt ihr Bruder auf einem Teppich, unter dem Flugblätter versteckt sind.

bewirbt sie sich an Schauspielschulen und wird an der Hochschule der Künste in Berlin angenommen. Der Vater ist gar nicht begeistert, sagt, dass er sich für sie einen Beruf gewünscht habe, bei dem die Chance, glücklich zu werden, größer sei. Später begriff sie, was er meinte.

„Es ist in der Branche nicht einfach, Arbeit zu finden. Ich habe viele Freunde, die nichts zu tun haben, obwohl sie gute Schauspieler sind. Es hängt so viel von Glück, Zufall und Zeitgeist ab oder ob jemand deine Nase passt. Man ist nicht selbstbestimmt, sondern dem Willen und der Meinung anderer Leute ausgeliefert.“

Dass sie unter die ersten sieben von eintausend Bewerbern kommt, beeindruckt den Vater dann doch, vom Filmbusiness selbst aber hat er sich längst verabschiedet. Seit den Achtzigern, erzählt Foroutan, „ist er der Meinung, dass es keine guten Regisseure, Drehbücher, Autoren mehr gibt, dass alles nur noch vom Geld bestimmt wird und Geist, Seele und Intellekt gestorben sind“. Als Tochter Melika dann auch noch für Marilyn Monroe schwärmt, ist er entsetzt.

„Das ging gar nicht“, erinnert sie sich. „Die Monroe kam für ihn gleich nach der ‚Bravo‘, die bei uns zu Hause auch verboten war.“ Was will seine Tochter in dieser verkorksten Branche? „Er hat schon verfolgt, was ich mache, hat aber alles lange für kompletten Schrott gehalten.“ Als er sich ihre Stücke am Theater in Leipzig anschaut, ihrem ersten Engagement nach dem Diplom, rät er ihr, zum Fernsehen zu gehen: Statt schlechtes Theater zu miesen Konditionen solle sie lieber schlechtes Fernsehen für vernünftiges Geld machen.

Tatsächlich ist Melika Foroutan in Leipzig zunächst unglücklich. Sie wird zwar regelmäßig besetzt, doch Hauptrollen bekommt sie nur an Nebenhäusern. „Das war für mich ein Riesendämpfer, aber heute sage ich: Es hat mir gutgetan.“ Sie lernt: Jeder fängt klein an, und: Die von der Ernst Busch kochen auch nur mit Wasser. In Leipzig sind viele Absolventen der Ost-Berliner Hochschule für Schauspielkunst. „Wir an der Hochschule der

„Ich sag' doch nicht nein, wenn ich mit Maximilian Schell drehen kann.“

Künste im Westen hatten immer Komplexe gegenüber dieser renommierten Schule“, sagt Foroutan. „Dort werde richtig gearbeitet, hieß es, bei uns dagegen nur improvisiert und massiert.“

Natürlich ist da auch was dran, wie sie in Leipzig schnell merkt. Während die anderen technisch tipptopp sind und für jedes Gefühl sofort zwei, drei Gesten anbieten können, arbeitet sie mehr aus der Situation heraus, ist dadurch aber auch flexibler. „Das dauert länger und ist sicher anstrengender, aber ich habe es immer als Vorteil gesehen.“ Leipzig kehrt sie nach drei Jahren den Rücken, sie will wieder nach Berlin und vor allem endlich auf die Leinwand. Es ist dann doch der Bildschirm geworden, gleich zu Beginn spielt sie an der Seite von Maximilian Schell in einer Serie namens „Der Fürst und das Mädchen“. „Ein unsäglicher Quark“, bilanziert sie heute. „Aber ich sag' doch nicht nein, wenn ich mit Maximilian Schell drehen kann.“ Überhaupt könne sie mit dem ganzen Dünkel der Branche und ihrer Kritiker nichts anfangen.

Zwar hat sie auch gleich am Anfang Rollen abgesagt, besonders, als sie etwas zu häufig die junge Liebhaberin älterer Semester angeboten bekam. Einen Schulzenstopp aber hat sie sich nicht verordnet, im Gegenteil; sie hat Lust, sich auch da auszuprobieren, vorausgesetzt, dass Rolle, Regie und Kollegen stimmen. An diesem Sonntag ist sie in einer Liebeskomödie mit hübschen Kostümen, schönen Wohnungen und antiquiertem Frauenbild zu sehen. „Es ist schulzig und vorhersehbar, ja, aber ich mag den Film trotzdem, weil er nicht als etwas anderes daherzukommen versucht, als er ist.“

Dass es mit dem Kino bisher nicht geklappt hat, wurmt sie, aufgeben will sie nicht. Sie glaubt fest daran, die besten Jahre vor sich zu haben, obwohl es schwer sei, in dem Beruf alt zu werden. „Ich möchte nicht erleben, dass es hinter meinem Rücken heißt: ‚Na ja, der Arsch fängt an zu hängen, Krähenfüße kriegt sie auch, oh Mann, ganz schön schwierig, die richtig auszuleuchten.“ Hat sie alles schon über andere gehört am Set.

Momentan verfolgt sie interessiert, wie Shermin Langhoff, die neue Intendantin am Maxim-Gorki-Theater in Berlin, Migranten ans Haus holt und diese gerade nicht als Klischee-Fremde besetzt. Mit Klischees wird auch Foroutan bis heute konfrontiert, die öffentliche Darstellung Irans hierzulande findet sie „zum Kotzen“. Natürlich gebe es Armut, Rückständigkeit und Unterdrückung. Aber eben auch viel Lebenslust, Geselligkeit, Jugend, 70 Prozent der Iraner seien jünger als 30 Jahre. „Aber das will hier niemand hören“, sagt sie. „Es lebt sich eben besser mit einem klaren Feindbild.“

Ihr Vater lebt seit einigen Jahren wieder in Teheran, arbeitet als Fußballtrainer und schreibt nebenbei für Zeitungen, Kritisches freilich nur zwischen den Zeilen. Sie besuchen sich gegenseitig, haben trotz aller Differenzen ein sehr herzliches Verhältnis. Er wird auch dabei sein, wenn sie in diesem Jahr in Berlin heiratet; ihren Familiennamen will sie in jedem Fall behalten: Foroutan heißt auf Farsi Bescheidenheit. Und Melika die Königin.